
REZENSIONEN | REVIEWS

Jenifer L. Barclay: *The Mark of Slavery: Disability, Race, and Gender in Antebellum America*, Champaign: University of Illinois Press, 2021, 242 pp.

Stefanie Hunt-Kennedy: *Between Fitness and Death: Disability and Slavery in the Caribbean*, Champaign: University of Illinois Press, 2020, 244 pp.

Rezensiert von
Melina Teubner, Bern

Allen voran im englischsprachigen Raum sind die Disability Studies ein seit längerem etabliertes Forschungsfeld, auf dem das Bemühen im Vordergrund steht, die historischen Dimensionen von Behinderung zu erkennen und Menschen mit Behinderungen als Akteure der Vergangenheit sichtbar zu machen. Umso verwunderlicher ist es zum einen, dass Menschen mit Behinderung in der Sklavereigeschichtsschreibung kaum berücksichtigt werden, zum anderen, dass Behinderung in der Sklavereiforschung bisher nicht als eine analytische Kategorie zum Einsatz kam, obwohl sie neben anderen

Differenzkategorien eine wichtige Rolle in Prozessen der Konstruktion sozialer Ungleichheit spielte. Die beiden hier anzudeutenden Veröffentlichungen, die Dissertationen von Stefanie Hunt-Kennedy und Jenifer L. Barclay, setzen hier an und zeigen eindrucksvoll, dass auch in einem sehr schnell wachsenden Forschungsfeld wie der Sklavereigeschichte mit erfrischenden Ansätzen noch neue Erkenntnisse gewonnen werden können. Die Autorinnen zeigen in ihren Studien die Beziehungen zwischen Behinderung, Sklaverei und antischwarzem Rassismus in unterschiedlichen geografischen Regionen, in der britischen Karibik (Hunt-Kennedy) und in den amerikanischen Südstaaten (Barclay). Den Zeitrahmen für ihre Studien haben beide Autorinnen unterschiedlich gewählt, während Hunt-Kennedys Untersuchung bereits im 16. Jh. beginnt und die Studie mit dem Verbot der Sklaverei in der britischen Karibik endet, bezieht sich Barclays Forschung hauptsächlich auf das 19. Jh. Trotz des gemeinsamen Themas wählen beide Autorinnen unterschiedliche Zugänge, dadurch ergänzen sich die beiden Studien sehr gut.

In Jenifer L. Barclays Studie „*The Mark of Slavery: Disability, Race and Gender in Antebellum America*“ stehen die Erfahrungen und das Leben der versklavten Menschen mit Behinderung im Vordergrund.

In diesem Zusammenhang fragt sie, wie Schwarzsein bereits während der Sklaverei mit einem Stigma der Behinderung und der Minderwertigkeit verknüpft wurde und diese rassistischen Diskurse dann auch eine wirkliche Gleichstellung der Menschen nach Abschaffung der Sklaverei verhinderten. Das System der Sklaverei beruhte darauf, dass Menschen Gewalt erleiden mussten (Michael Zeuske definiert Sklaverei etwa als „Gewalt gegen menschliche Körper“), die in nicht wenigen Fällen zu bleibenden körperlichen und geistigen Beeinträchtigungen führte.[1] Durch den Fokus auf Behinderungen wird dem Leser die Brutalität des Sklavereisystems im Alltagsleben der Plantage sehr anschaulich vor Augen geführt. Andere Behinderungen waren nicht absichtlich zugefügt worden, sondern waren Folge von Verletzungen, die sich die Menschen bei der Arbeit zuzogen. Barclay zeigt, dass Behinderungen weit verbreitet waren und auch in unterschiedlichen Quellengattungen vorkommen. Sie schätzt, dass zwischen 360.000 bis 540.000 Menschen Behinderungen aufwiesen, bei einer Gesamtzahl von 4 bis 6 Millionen Menschen, die in den amerikanischen Südstaaten im 19. Jh. immer noch versklavt waren. Barclays Untersuchung beschränkt sich nicht auf einzelne, bestimmte Behinderungen, sondern zieht unterschiedliche Formen in die Analyse mit ein und zeigt, welche Auswirkungen dies auf das Leben der Versklavten haben konnte. Im zweiten Kapitel gibt sie tiefe Einblicke in die Strukturen der Plantage. Hier erläutert sie zum Beispiel ausführlich den wichtigen Aspekt von care-arbeit auf Plantagen. Menschen die von den Sklavenhaltern von der Feldarbeit übernommen wurden, haben andere Arbeiten

übernommen, zum Beispiel passten sie auf Babys und Kleinkinder der anderen Versklavten auf, wenn diese aufs Feld mussten. Durch diese Arbeiten hatten sie zum Teil wichtige soziale Funktionen in der Gemeinschaft der Versklavten. Ein weiterer wichtiger Aspekt dieses Kapitels ist der Versuch einer Differenzierung, was Behinderung im Einzelnen für wen bedeutete. Für Sklavenhalter waren gesunde, auf dem Feld arbeitende, leistungsstarke Körper am wertvollsten, für den Versklavten konnte dies anders sein und eine Behinderung ihn sogar von schweren körperlichen Arbeiten befreien. Wie Barclay zeigt konnte dies dazu führen, dass Mutter und Kind nicht getrennt wurden, wenn ein Kind eine Behinderung hatte. Einige Versklavte fügten sich auch selbst Verletzungen zu, um sich dem System der Sklaverei zu widersetzen. Barclay versucht auch die Kontinuitäten bestimmter Deutungen von unterschiedlichen Behinderungen aus verschiedenen westafrikanischen Kulturen in die Analyse einzubeziehen. Diese führten bei bestimmten Behinderungen zu einer größeren Anerkennung innerhalb der Gemeinschaft, aber in anderen Fällen ebenfalls wieder zu Ausgrenzungen. Diese verschiedenen und parallel verlaufenden Bedeutungszuschreibungen, die sich mit der Zeit auch änderten, machen den Zugang der Studie sehr fruchtbar, um das vielschichtige, durch Gewalt geprägte Leben auf der Plantage des 19. Jhs. zu zeigen.

Nachdem es im ersten Teil vor allem um die Menschen ging, widmen sich Kapitel drei und vier der Herausbildung eines Konzepts der *disability* auf verschiedenen Ebenen. So geht es etwa um die Rolle der Professionalisierung der Medizin. Die neuen Experten, die hier auftraten,

erlaubten sich mehr und mehr, einen defekten „schwarzen“ Körper zu erschaffen, für den es nach Meinung der Sklavereibefürworter vorzuziehen gewesen sei, in Sklaverei gehalten zu werden. Die Ärzte in den Südstaaten begründeten eine eigene Sklavenmedizin, die sich von der Behandlung „weißer“ Körper unterschied und einen weiteren Schritt der Rassifizierung des „Schwarzen Körpers“ bedeutete. Des Weiteren schränkten Sklavengesetze die Entwicklungsmöglichkeiten der Menschen ein, was sie nach Barclay noch weiter „handicapt“.

Das vierte und fünfte Kapitel leiten den Übergang von einer Sklaverei- zu einer Postsklavereigesellschaft mit starken Kontinuitäten ein. Zunächst wird gezeigt, welcher ähnlichen Bilder von *race* und *disability* sich auch Abolitionisten in Erzählungen von geflohenen Sklaven bedienen. Nach Abschaffung der Sklaverei wurden „schwarze“ behinderte Körper weiter etwa auf freakshows ausgestellt und waren ein bekanntes Bild in der populären Unterhaltungsliteratur. Die in der Sklaverei entstandenen Zusammenhänge zwischen *race* und *disability* hatten also eine viel längere Wirkkraft.

Stefanie Hunt-Kennedys Studie „Between Fitness and Death, Disability and Slavery in the Caribbean“ besticht vor allem durch starke Thesen, um die es in den nächsten Jahren viele Diskussionen geben dürfte. Hunt-Kennedy regt an, die koloniale Rassifizierung, Behinderung und die Entstehung von Rassismus früher zu verorten als ältere Studien dies getan haben. Sie verbindet die aufkommende Kategorie der Behinderung mit der Entstehung des Kapitalismus. In einem ersten Teil bedient sie sich Konzepten aus der

Frühen Neuzeit wie Monstrosität. Solche älteren Abwertungen von Körpern und die Vorstellung einer Vererbung der „Behinderung“ über die Mutter ist ihrer Meinung nach als Beginn von Rassismus zu verstehen. Sie versucht das moderne Konzept der Behinderung auf die Frühe Neuzeit zu übertragen, dabei arbeitet sie mit einem sehr weit gefassten Konzept von Behinderung, in das das frühneuzeitliche Konzept der Monstrosität (etwa durch Schriftsteller) ebenso Eingang finden wie Verletzungen, Einschränkung der Bewegungsfreiheit, psychische Traumata der Middle Passage usw. Zudem argumentiert sie, dass Sklavenhalter die Körper und die Psyche der Menschen in allen Phasen des slavings „behinderten“, um die Menschen anschließend auch über diese Behinderungen zu definieren. Gerade die Idee, dass afrikanische Menschen ohne die Intervention von Europäern nicht brauchbar wären, verstärkte dieses Bild. Bereits die Middle Passage hinterließ so starke Traumata und körperliche Beeinträchtigungen, dass sie für immer davon gezeichnet waren. Sehr genau analysiert die Autorin im ersten Teil des Buches die Rechtsgeschichte in Form von Sklavengerichten (*slave courts*), die typisch für die britische Karibik waren, wo Versklavte und die restliche Bevölkerung rechtlich getrennt waren. Den Zustand der Menschen verortet sie in einem Grenzbereich zum einen zwischen Mensch und Tier und zum anderen zwischen Leben und Tod. Die Gesetze hätten sie als Menschen gesehen, allerdings als entmündigte Menschen, die zur Ausbeutung bestimmt seien. Behinderung würde Sklaverei rechtfertigen.

In einem weiteren Teil des Buches analysiert sie über 1200 Fluchtanzeigen, mit

denen sie zeigen kann, wie allgegenwärtig verschiedene Behinderungen in der britischen Karibik waren und die sehr gut den Widerstand gegen die Sklaverei abbilden. Auch wenn sie der Meinung ist, dass diese Masse an Anzeigen, obwohl sie häufig sehr genaue Beschreibungen der einzelnen Personen liefern, durch ihr serielles Auftreten die Menschen anonym machten, ist es der Teil des Buches, in dem die Versklavten mit Behinderung am sichtbarsten werden. In den anderen Kapiteln überwiegen Diskussionen von Schriftstellern, Sklavenhaltern, Abolitionisten, Rechtsgelehrten etc. über die Versklavten.

Im letzten Teil des Buches übt Hunt-Kennedy Kritik an Reformbewegungen zur Abschaffung der Sklaverei am Ende des 18. Jhs., durch welche die Schaffung eines „Anderen“ verfestigt wurde. Diese Reformbewegungen machten besonders auf die Grausamkeiten der Sklaverei aufmerksam (humanitäre Gründe) und verfestigten, so Hunt-Kennedy, die Vorstellung der Schwäche der Versklavten, die durch andere befreit werden müssten. Vor revolutionären Umstürzen wie auf Haiti fürchteten sich die Abolitionisten ebenso wie die Sklavenhalter. Wie bei Barclay kommen auch hier die weitreichenden Folgen zum Vorschein, die eine Abolition ohne komplette Gleichstellung der Bevölkerung mit sich brachte. Beide Studien regen dadurch dazu an, über die bis in die Gegenwart existierenden Folgen dieses Rassismus nachzudenken.

Besondere Erwähnung verdient der ansprechende Titel der Studie, weil er sehr gut die scheinbar paradoxe Situation von Versklavten, die auf Plantagen arbeiten mussten, wiedergibt. Auf der einen Seite bedeutete Sklaverei direkte Gewalt gegen

die Sklavenkörper in allen möglichen Formen, dazu kommen andere Formen von Gewalt, etwa die Rechtlosigkeit von Versklavten, die ihre Mobilität und Autonomie einschränkten. Auf der anderen Seite waren Sklavenhalter auf der Suche nach perfekten Sklavenkörpern, die fähig waren bei der täglichen Arbeit auf der Plantage, die größtmöglichen Gewinne zu erwirtschaften und diese Körper möglichst lange produktiv zu halten. Die Rezensentin hätte gerne noch eine differenzierte Beschreibung dieses Raumes zwischen „Fitness und Tod“ gesehen, zum Beispiel zu den Vorstellungen eines perfekten Sklavenkörpers, den Differenzierungen einzelner Körper innerhalb der Sklaverei, und zur Frage, wie Abweichungen vom perfekten Körper bewertet wurden. Zudem kann beim Lesen des Buches die Frage aufkommen, ob neben der Gewalt, die häufig auch von anderen Versklavten angewendet wurde und die die Sklavenkörper zu bestimmten Leistungen zwang, es nicht auch Belohnungssysteme und die Konstruktion von Konkurrenz auf den Plantagen in der britischen Karibik gab, die dazu führten, das Sklavereisystem produktiv zu halten und die Versklavten untereinander nochmals stärker zu hierarchisieren.

Insgesamt bilden beide Studien einen spannenden Einstieg in ein noch viel zu wenig beachtetes Thema und haben mit vielen von ihnen aufgebrachten Fragen gezeigt, wie sich weitere Studien zu dem Themenfeld lohnen. Beide Studien hätten in Teilen mehr einführende kontextuelle Informationen liefern können, für Leserinnen und Leser, die mit der Region oder der Epoche nicht so vertraut sind. Des Weiteren hätte der historische Bedeutungswandel des Konzeptes „disability“ in den

jeweils behandelten Zeiträumen stärker berücksichtigt werden können. Auch kann man fragen, inwieweit es Sinn macht, alle Einschränkungen, die die Sklaverei den Menschen auferlegt hat, unter dem Konzept der *disability* zu sammeln. In beiden Studien fehlt der Rezensentin der Bezug zu Debatten von Kapitalismus und Sklaverei und zur Literatur der zweiten Sklaverei. Wie änderte sich etwa der Blick auf den Sklavenkörper, als es nicht mehr möglich war, auf einfachen Wegen Nachschub an Versklavten zu beschaffen? Wie hängen die Entstehung des Sklavereikapitalismus auf den karibischen Plantagen mit dem *disability*-Konzept zusammen? Welche Auswirkungen hatte es, dass der weibliche Körper nach dem Verbot des Sklavenhandels wertvoller wurde, weil er die einzige Möglichkeit war, das System weiter aufrechtzuerhalten? Trotz dieser Hinweise lohnt sich die Lektüre beider Studien sehr, erbringen sie doch zahlreiche wichtige Erkenntnisse zu einem wenig beachteten Themenfeld.

Anmerkung:

- 1 M. Zeuske, Handbuch Geschichte der Sklaverei. Eine Globalgeschichte von den Anfängen bis zur Gegenwart, Berlin 2013, S. 100.

Duncan Bell: Dreamworlds of Race: Empire and the Utopian Destiny of Anglo-America, Princeton: Princeton University Press, 2021, 465 pp.

Reviewed by
Timothy Bowers Vasko, New York

The political trajectories of the United States and the United Kingdom have followed a weird parallel trajectory in the past six years. One promise of the Brexit campaign before and after June 2016 was that an exit from the European Union (EU) would allow Britain to strike a more favourable trading relationship with its “special” partner to the west. Nigel Farage appeared towards the end of the 2016 US presidential campaign at a rally for Donald Trump, and at least while the latter was in office, Prime Minister Boris Johnson flirted with Trumpian-style bombast. All this was underpinned by a campaign premised on anxieties about racial, linguistic, and national dilution or corruption due to EU immigration and refugee policies, by which Brexiteers hamstringed the UK. In 2021, in turn, some of the chief architects of post-Trump white supremacy in the US Congress, such as Marjorie Taylor-Greene and Louie Gohmert, promised to defend the “Anglo-Saxon political traditions” of the United States Constitution.

This phenomenon has often been described as a return to nationalist isolationism. But Duncan Bell’s new, very good book *Dreamworlds of Race: Empire and the*